



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Knies, Richard: Karl Salzer : ein Roman : (achte Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Karl Salzer

Ein Roman

Von Richard Knies

(Achte Fortsetzung)

Die viere, zu denen er gehen, deren Dienste er erbitten soll, gehören zu den Dorfrohlingen, mit deren Namen man die ungezogenen Kinder schreckt. Kerle, die in alle Messerstechereien verwickelt sind, die in hellen Mondnächten des Winters auf verbotene Jagd gehen und dem Baron, der die ergiebige Spelzheimer Jagd gepachtet hat, die Fasanen wegschießen, worüber die Bauern aber nicht gerade sehr böse sind, weil die Fasanen ihnen heillosen Schaden an den jungen Gurkenkulturen anrichten. Die Familien der viere zählt man, um es kurz und mit einem Wort zu sagen, zu den geborenen Gaunern. Und in ihre Wohnwinkel muß Karl. Da es schon ein wenig spät ist, fürchtet er, sie nicht mehr anzutreffen. Dann müßte er sie in den Wirtschaften suchen. Aber es zeigt sich, daß seine Vermutung unbegründet ist. Er trifft sie alle. Sommers arbeiten sie an der Dreschmaschine. Das ist eine schwere Arbeit, bei der selbst ein Dorfrowdie recht müde wird.

Der Buttner-Karl ist gerade dabei, sich den Staub vom Leibe zu waschen. Er hat das Hemd bis in die Hüften heruntergestreift und steht vor einem großen Kübel Wasser. Er pudbelt darin, plustert, schneuzt und brüllt dann:

„Schoffefine, du Mensch, geb mer mol e Handtuch ebei, daß ich mich abdrücke kann!“

Er hat nicht umgeschaut, als er Tritte hinter sich hörte, und glaubt, seine Frau stehe hinter ihm. Als er eine fremde Stimme hört, dreht er sich herum.

„Ich bin's, 's Schmied Salzers Karl!“

Da fährt der Halbnachte herum, schlüpft in sein Hemd, ohne sich abgetrocknet zu haben, schnallt den Gürtel um die Hosen und sagt:

„Kassenrechnersbesuch! Dunnerkeil noch emol und in die Händ gespaukt, das passiert uns arme Leut net jeden Tag!“

Schon beim ersten Wort ist der Bursche zusammengezuckt und abwechselnd weiß und rot geworden. Der Buttner-Karl bemerkt das:

„Brauchscht net zu verschrecke, Vorsich! Mir Sort Leut tun dir nix! Weißt, uns hot dein Vater nix gestohle, mir henn selwer nix! Aber 's hot garnix zu sage, daß es jezert auch mol en große Spitzbub im Dorf geben hot. Unserer nimmst sich emol eine Klanigkeit, und dann nennen das die dreckige Bauere gleich stehle. Jezert sehen sie wenigstens emol, was stehle eigentlich ist, und sind

hoffentlich von jetzt ab net mehr hinter uns her wie der Teufel hinter einer arme Seel!"

Und so fühlt der Sohn des Selbstmörders, daß man den Namen seines Vaters gleich und noch tiefer stellt als die niedrigsten Existenzen im Dorfe. Ein Zorn wällt in ihm auf, aber er hat doch so viel Selbstbeherrschung, sich klar zu machen, daß er hier schweigen müsse, wenn er zu seinem Ziele kommen wolle. Eben fragt der Buttner-Karl:

„Na, mol davon gered: was hosche auf dem Herz?“

Da sagt der Bursche, weshalb er gekommen ist.

„Saw ich mir's net gleich gedenkt!“ ruft der andere dazwischen, „haw ich mir's net gleich gedenkt! Gell, wann de Pass net will un seine getreue Schöfsköpp, do sin mir gut genug?“

„Es wird net von euch verlangt, daß ihr's umsonst tut!“ erwidert Karl. „Was verlangst du?“

„Na, zwaa Mark kriegen sunscht die Sargträger. Halten mer's auch so; anwer bei rer Kundschaft vun eurer Sort, muß ich mir schon aushalte, daß de Lohn im voraus bezahlt werd!“

Karl legt, von diesen Worten auf tiefste getroffen, ein Zweimarkstück auf den Tisch und sagt nur noch:

„Also heunt Abend um Elfe, daß wir uns drauf verlassen können!“

Dann verläßt er das Zimmer und begibt sich zu den anderen.

Wie er bei dem Mandiek-Philipp durch die offene Tür tritt, lieft der gerade seiner alten Mutter mit stoßender Stimme aus der Zeitung vor; der Nagel des rechten Zeigefingers fährt die Zeilen nach. Karl hört: . . . bedeutende Unterschleife; die Tochter ist über die Tat des Vaters irrsinnig geworden . . .

Da weiß er, von wem die Rede ist.

Es ist schon dunkel, als er heimkommt. Tante Settchen hat als Nachteffen Kaffee gekocht; sie sagt:

„Da hab ich einen guten Kaffee gekocht, Bub! Trink, das tut dir gut. Es steht dir noch genug bevor heunt Abend, und du darfft net gleich klagen über das, was die schrohe Kerls zu dir gesagt henn. Du wirst noch manches hören müssen, bis sich das mal ein Bißchen vergessen hat, oder bis was Neues passiert, wo die Menschen sich drüber aufhalten können!“

Die beiden schlurfen den Kaffee, essen Butterbrot dazu und reden nichts.

Erst als Tante Settchen die Tassen in heißem Wasser ausspült, fragt Karl:

„Sag mal, Tante Settchen, was wird denn jetzt eigentlich aus dir?“

Da antwortet sie, daß die Pfeddersheimer Konservenfabrik Arbeiterinnen zu dauernder Beschäftigung suche, und da wolle sie hingehen; ganz nach Pfeddersheim wolle sie ziehen. Denn es wäre ihr doch lieber, wenn sie den Spelzheimern ganz aus den Augen wäre. Wenn sie diesen Schicksalschlag auch in Geduld ertragen wolle, so sähe sie doch nicht ein, weshalb sie den böshaften Menschen zum Gespötte da herumlaufen solle.

Wie Tante Settchen das sagt, wankt Karls Festigkeit.

„Tante Settchen, das sagst du?? Und gestern hast du mir noch Mut zugesprochen!“

Da merkt die Jungfer, was sie dem Burschen ist: eine Stütze, die nicht brechen darf, wenn er aufrecht stehen soll. Sie sagt:

„Bub, versteh mich net falsch! Ich geh fort von Spelzheim, weil ich in Pfeddersheim mein Brot leichter verdienen kann. Du mußt dran denken, lieber Karl, daß ich net mehr jung bei Jahren bin und Tag für Tag älter werde. Und in der Fabrik verdien ich mein Geld leichter, als wenn ich mit den Bauern als Tagelöhnerin bei Wind und Wetter drauß auf dem Acker steh, was ich zudem garnet mehr so gewöhnt bin. Ich miet mir drüben in Pfeddersheim eine Stub, wo ich meine paar Sabseligkeiten einstell, und so werd ich mein Tagwerk zu Ende bringen!“

Karl stellt sich das so vor, wie er seiner Tante Gesicht nicht mehr sehen und ihre Stimme nicht mehr hören wird, und noch ehe sie fort ist, quillt schon das Heimweh nach ihr in ihm auf; er sagt:

„Aber, Tante Settchen, da sehen wir uns ja garnet mehr!“

„Als ob Spelzheim und Pfeddersheim eine Welt weit auseinander täten liegen!“ erwidert sie. „Vielleicht darfst du vom Better Holtner aus mein Bißjen Möbel nüberfahren. Und zudem: wenn du immer an das denkst, was ich dir gestern Abend gesagt hab, da mußt du mich um dich herum fühlen, auch wenn ich mal net mehr da bin!“

Tante Settchen, die Tapfere, ist ein wenig lebensmüde geworden, aber sie will es sich nicht eingestehen, obwohl sie diese Lebensmüdigkeit seit der anklagenden Frage ihres Neffen bereits als eine Schuld ihm gegenüber empfindet. Sie sagt:

„Hörst du, lieber Bub, was ich dir gesagt hab? Wenn du an meine Belehrungen denkst, wirst du immer fühlen, daß ich bei dir bin!“

„Ja, Tante Settchen, die werd ich auch meiner Lebtag net vergessen!“ antwortet der Bursche.

Und dann schweigen sie. Tante Settchen denkt trübe Gedanken. Und wenn auch Karls Seele niedergedrückt ist — sie ist immer noch jugendstark genug, aus sich heraus die freudige Erwartung auf Tante Settchens Umzug erblühen zu lassen, die sie halb ganz erfüllt.

Erst das Erscheinen der Sargträger treibt die Beiden auf.

„Bub, du trägst mir das Kreuz voran und gehst mit naus, damit es auf dem Kirchhof ordnungsmäßig zugeht!“ sagt Settchen und zündet dann die Lampe an, um den Männern die Stiege hinauf zu leuchten. Karl trägt die beiden Böcke, auf denen der Sarg stand, hinunter.

Die Biere poltern schwer die Treppe wieder hinab. Sie haben der Jungfer kaum Zeit gelassen, mit dem Palmbüschelchen einige Spritzer Weihwasser über den Sarg zu sprengen.

Im Hofe stellen sie die Lade noch einmal ab auf die von Karl bereit gestellten Böcke. Tante Settchen hat ihre liebe Not, dem rohen Gerede der Menschen Einhalt zu tun.

„Ihr habt so viel Anstand gehabt und habt euch Sonntags angezogen, aber inwendig habt ihr kein Ehrgefühl. Schämt euch doch ein klein Bißjen!“ sagt sie mit barscher Stimme. Doch ihre Worte machen wenig Eindruck. Man droht ihr,

den Sarg stehen zu lassen, wenn sie ihre Ermahnungen nicht lasse. Karl aber denkt daran, wie andere Tote begraben werden. Die Jungfer macht das Tor auf:

„Allo, geht, geht, geht! Karl nemms Kreuz!“

Karl nimmt das Kreuz auf und geht zum Tor hinaus. Die Biere schreiten mit dem Sarge hinterdrein.

So wird der Schmied aus seinem Hause getragen.

Der seltsame Leichenzug bewegt sich durchs Dorf. Es läuten keine Glocken, aber aus den Höfen klingt das Sensendengeln, und irgendwo tutet der Nachtwächter elf Uhr. Der Mond steht hoch am Himmel und leuchtet dem Schmied auf dem letzten Wege. Menschen sind keine mehr auf den Gassen, denn nur die späten Sensendengler sind noch außer dem Bett. Wenn es ja bekannt geworden wäre, um welche Stunde man den Selbstmörder begraben würde...! Denn die Schadenfreude tut wohl.

Es ist still. Nur hin und wieder schwirrt eine Gule, und hin und wieder schlufft einer der Sargträger zwischen den Zähnen hindurch eine halbblaute Verwünschung über die schwere Last. Sie haben ihre Not; sie stöhnen, sie ächzen. Sie zerbeißen die Rosmarinzweige, die sie dem Brauche gemäß erhalten, zwischen den aufeinander gepreßten Zähnen, aber sie müssen schweigen. Das ist dem Sohne des Toten ein Trost. Seine Tränen fallen in den Gassenstaub. Wenn man danach fragen würde, so könnte er keine Auskunft geben, ob seine Tränen Tränen der Trauer oder Tränen des Schmerzes über das ehrlose Begräbniß seien.

Es dauert ziemlich lange, bis die Fünfe mit dem toten Sechsten ihr Ziel erreicht haben, obwohl es zum Friedhof gar nicht weit ist. Aber es geht bergauf. Endlich sind sie am Pariser Tor. So heißt der Brückendurchgang, der den das Dorf wie ein Gürtel umspannenden Park am Ausgange nach dem Friedhof unterbricht.

Der Friedhof selbst liegt auf einem Rain, von einer Mauer umgeben und einem Kranz hoher Kastanienbäume, die dunkel in die bläulichsilberne Mondnacht ragen. Am eisernen Gittertore muß Karl das Kreuz senken, denn die Äste der Bäume greifen tief herab.

Im Mondschein liegt der Erdaushub des Grabes. Karl geht darauf zu und steht bald vor dem schmalen langen Schacht, der da in die Erde geschnitten ist. Vorsichtig nähert er sich dem Rande und schaut hinunter. Man kann den Boden nicht sehen, es ist zu dunkel dazu. Und so könnte man auf den Gedanken kommen, daß dieser Schacht hinunterreiche bis ins Feuer der Erde, bis in — die Hölle!

Karl tritt zurück und steckt das Kreuz in den Erdaufwurf. Hinter ihm wettet der Schmittebuckel darüber, daß der Totengräber nicht da sei. Der Bursche hat vergessen, ihn zu bestellen und heißt den einen der Kerle, den Mann, der nicht weit entfernt wohnt, zu rufen. Aber der wirft die Bemerkung hin, Botengänge wären mit den erhaltenen zwei Mark nicht bezahlt. Als Karl daraufhin ein besonderes Trinkgeld in Aussicht stellt, läuft der Allwangs-Maddhees davon und kommt bald mit dem Totengräber zurück. Der schnarrt Karl an:

„Warum henn ihr denn nix gesagt, wann euern Vater begrawe werd? Mußt wisse, um Mitternacht rum wern net viel Leut begrawe!“

Dann legt er zwei Eichenprügel quer über das Grab, ebenso zwei Seile. Der Sarg wird auf die Prügel gestellt, die sich unter der Last ein wenig nach unten durchbiegen. Die Männer fassen die Stricke an, die sich straffen und an dem Holze des Sarges reiben. Jetzt schaukelt er in der Luft über dem Grabe. Auf einen Zuruf des Totengräbers hin zieht Karl die beiden Stecken vom Grabe hinweg, wirft sie beiseite und reckt sich wieder gerade und sieht zu, was da geschehe.

Langsam senkt sich der Sarg hinunter in den Schacht des Grabes. Anfangs, so lange er noch vom Lichte des Mondes erreicht werden kann, bleiben seine Umrisse erkenntlich. Dann aber sieht man gar nichts mehr.

Nun auf einmal, ganz plötzlich und unvermittelt weiß Karl, daß er jetzt seinen Vater nie mehr sehen wird. So ist der Wechsel der Bilder in seiner Seele: er sieht den Vater am Amboß stehen und schmieden, sieht ihn neben dem Herde sitzen in der Ruhe des Feierabends, sieht ihn an den Büchern schreiben und den Bauern Geld ausbezahlen, sieht auch, wie er es einnimmt. Und die Zusammenkünfte mit dem Juden fallen ihm ein, die des Vaters Verderben wurden. Er sieht ihn auf dem Felde in den Gurkenanlagen stehen und erinnert sich des Abschieds und des Wiedersehens. Blut, Blut, Blut sieht er und schaudert und hört, wie die Seile unterm Sarge herausgezogen werden und knarrend am Holze reiben und schnarren.

Der Totengräber nimmt ihn am Ärmel, zieht ihn näher an den Grabrand, gibt ihm ein kleines Schippchen in die Hand und sagt zu ihm:

„Do schmeiß dein Vater drei Schippcher voll Erd nunner und sag dazu: Aus Staub bist du, und zu Staub sollst du wieder werden! Sonst sagt das jo der Parre, aber ...!“

Karl nimmt das Schippchen, sticht ein Häufchen Leimerde damit auf und schnitt es hinunter in das Grab. Dumpf fällt es auf den Sarg, und das zweite auch und das dritte wiederum. Aber dazu sprechen kann Karl nichts. Als er das Wort Pfarrer hört, steigt ein wehes Gefühl in ihm auf, das ihm den Hals zuschnürt. Denn wieder wird er des großen Unterschiedes inne, der zwischen seines Vaters Beerdigung und der anderer besteht.

Nach dem dritten Wurf neigt er das linke Ohr tiefer dem Grabschachte zu. Es ist ihm, als müßte sein Vater jetzt noch ein Abschiedswort heraufrufen, noch ein einziges, ehe die unerbittliche Erde sich auf ihn häuft, höher und immer höher, schwer drückend auf den Sarg. Aber es bleibt alles still, und dann poltern die brockigen Lehmschollen hinunter, und die massigen Schaufelwürfe fallen dumpf auf den Sargdeckel.

Da dreht sich Karl herum und geht.

Am Tore des Friedhofs wendet er den Blick noch einmal. Die Männer, die er nur wie dunkle Schatten sieht, schaufeln eifrig das Grab zu. Das Kreuz, das er getragen hat, ragt über die gebückt Arbeitenden hinaus. Bald wird es in der Reihe der anderen stehen . . .

Eine große Sehnsucht nach Güte und Liebe ist in dem Jungen aufgewacht; er meint fliegen zu müssen, um eher bei Tante Settchen zu sein, bei Tante Settchen, die so guten Trost weiß.

Und als er zu ihr heimkommt, setzt er sich auf ihren Schoß und läßt sich hätscheln wie ein kleines Kind. Und da er ganz willenlos ist, zieht die Jungfer ihn aus und bringt ihn ins Bett, setzt sich zu ihm auf den Bettrand und streichelt ihm die Wangen und das Haar. Da wird es friedlich in seiner Seele, und er sagt:

„So ist es schön, Tante Settchen, aber heut ist es das letzte Mal!“

9.

Der Abschied war überstanden.

Obwohl Karl, wie er es seiner Tante mehr als hundertmal versicherte, sehr gern zu Better Holtner ging, so kehrte er doch auch am Tor noch mehr als zehnmal wieder um und hatte ihr noch dieses und jenes zu sagen, als ob sie sich im Leben nie mehr wiedersehen.

Er hätte auch gerne noch einmal mit dem Vorschlaghammer auf den Amboss gehauen, daß es mächtig geklungen hätte, aber die Werkstättetür war ja versiegelt. Schließlich hätte er ja auch das Fenster eindrücken können, aber Tante Settchen hatte ihm abgeraten. Man könne ihm das als Siegelverletzung auslegen, und dann müsse er am Ende ins „Rittchen“; das Gericht verstehe keinen Spaß.

Und so ganz zuletzt hatte Karl noch einmal sehr tief geseufzt und war dann wirklich gegangen. Im neuen Heim aber hatte er dann tagelang sein schweres Herz herumgetragen.

Doch das ist jetzt vorbei, und die Gewohnheit will sich schon wieder einstellen; die Gewohnheit, die ja den Menschen schließlich auch zur Maschine machen kann, die aber auch ein gutes Seelenpflaster ist, unter dem die Wunden verharschen.

Karl steht jetzt morgens um vier auf. Seine Stube liegt über dem Pferdestall, in dem drei kräftige Ackergäule stehen. Vom Stalle aus gelangt man auf einer Leiter durch eine Luke in das Stübchen. Es ist frisch getüncht worden; die Decke weiß, die Wände rosa mit einem grünen Strich oben herum. Und darin steht ein Bett, ein Stuhl, ein Tisch, ein Waschgestell, ein Kleiderschrank und ein Stiefelnknecht. An der Wand über dem Waschgestell hängt der Kammkasten und darüber der Spiegel, gerade so groß, daß man den Kopf und den Hals darin sehen kann, um das Haar schön kämmen und Sonntagmorgens sehen zu können, wie der Schlips sitzt. Werktags bindet der Bauer keinen Kragen um.

Über dem Bette hängt zu Häupten ein kleines Kreuz, an der Längswand ein schreiend bunter Öldruck, die heilige Familie darstellend. Das Bett steht so, daß dem Karl die Sonne heizeiten ins Gesicht scheinen kann, wenn sie nur am Himmel ist und nicht von Wolken verborgen wird. Sie muß ihre goldenen Strahlen durch zwei Fensterchen schicken, die mehr lang als hoch sind. Einen Ofen hat das Stübchen nicht. Der Better Holtner hatte gesagt, einen Ofen brauche der Karl nicht, weil seine Bude gleich über dem Gäulstall liege. Da sei es viel molliger als ein Ofen machen könne. Wenn es Sommers zu heiß würde, solle er die Fenster offen lassen, und nachts brauche dann auch der oberste Flügel der zweiteiligen Stalltür nicht geschlossen zu werden, dann ziehe es schön durch, und der Karl schlafe lustig.

Vierzehn Tage war er nun schon in seinem neuen Dienst. Eigentlich mußte er sagen, daß er mehr zu Hause als im Dienst war. Denn die drei Geschwister

ließen ihn das Dienstverhältnis gar nicht fühlen und waren zu ihm wie zu ihrem Kinde.

Anfangs hatte er jeden der beiden Brüder „Bettler Hölzner“ gerufen. Da waren aber stets Verwechslungen vorgekommen. Der Hannes mußte nicht, ob er oder sein Bruder gemeint war, und auch der Vinzenz mußte den Burschen immer erst fragen, ob er von ihm oder dem Hannes etwas wolle. Auf einmal sagte der Hannes, nun habe er sich gerade genug über diesen „Ruddelmuddel“ geärgert, der Karl solle zu ihm von jetzt ab Onkel Hannes und zu seinem Bruder Onkel Vinzenz sagen. Das geschah aber auch deshalb, weil sie den Jungen recht lieb gewonnen hatten.

Als die Schwester der beiden das hörte, meinte sie, wenn das mit den Onkeln so in seiner Wichtigkeit wäre, dann könnte der Karl zu ihr doch auch Tante Male rufen.

Das war ja nun dem Karl ein bißchen schwer geworden, weil er eigentlich zu niemand anders als zu seiner wirklichen Tante, zu seiner Mutter Schwester, Tante sagen wollte. Aber die Male war, richtig betrachtet, fast gerade so gut zu ihm wie Tante Settchen. Wenn sie morgens ins Feld fuhren, steckte sie ihm immer rasch noch etwas Besonderes zu, ein paar saftige süße Birnen, eine Tasche voll Frühzwetschen und dergleichen mehr. Darum entschloß der Bursche sich doch, Tante Male zu rufen. Aber gleichzeitig nahm er sich vor, dabei stets auch an Tante Settchen zu denken.

Tante Settchen wohnte jetzt in Pfeddersheim und arbeitete in der Konserverfabrik. Es gefiel ihr ganz gut. Anfangs störte es sie ein wenig, daß dort gar so viele Protestanten wohnen, während in Spelzheim die Katholiken überwiegen. Aber sie gewöhnte sich daran und war bald so weit, daß sie nicht immer, wenn sie mit jemand, den sie noch nicht näher kannte, sprach, sich heimlich fragen mußte: ist der nun katholisch oder evangelisch?

Karl hatte ihr wirklich das Möbel, das ihr gehörte, herüberfahren dürfen und kam nun alle Sonntage nach dem Mittagessen zu ihr, blieb bei ihr bis zum Nachteffen und machte sich dann über Kneisenheim wieder auf den Heimweg.

Und ein schöner Weg ist das. Am schönsten wird er, wenn man einmal das im Tale liegende Kneisenheim verlassen hat und auf der Anhöhe ist, von der aus die Straße schnurgerade nach Spelzheim hinunterläuft. Sonst sind ja so schnurgerade Straßen sehr langweilig. Aber die Kneisenheimer Chaussee ist es deshalb nicht, weil man von ihr aus gar hübsche Aussicht genießen kann.

Zu Füßen der Anhöhe, über die sie hinwegläuft, liegt der zu dem alten Schlosse der Herzoge von Dalberg gehörende große Park. Und in sein grünes Wipfelmeer schaut man da hinein. Wie eine Insel lugt daraus hervor der spitzhaubige Turm mit dem weit ausladenden Storchennest darauf. Gar häufig kreisen die Störche über dem Park und lassen sich klappernd in ihr Nest nieder. Oder sie fliegen hinaus in die Klauern, das in einiger Entfernung vom Dorfe liegende Waldgebiet, in dessen Sümpfen die roten Langbeine sich Frösche fangen. Auf dem Rückwege ruhen sie sich meist auf dem Kirchbache noch einmal aus, das mit dem Glockenturme links vom Pariser Tor über die Wipfelinie des Schloßgartens ragt. Wenn Karl das von der Kneisenheimer Chaussee aus beobachtet, fallen ihm alle Storchensprücheln ein, die er als kleiner Bub dem Vogel zugeschrien hat.

Stork, Stork, Schniwelschnawel,
 Mit de lange Heugawel,
 Flieg übers Bäckershaus,
 Hol' drei Beck' heraus:
 Dir ein', mir ein',
 Andern Kindern auch ein'!

Oder wenn in ihm die Sehnsucht aufstieg, noch ein kleines Brüderchen zu bekommen:

Stork, Stork, guter,
 Bring mer noch en Bruder!

Aber wenn das die arme Sophie hörte, rief sie rasch:

Stork, Stork, bester,
 Bring mer noch e Schwester!

So und derlei waren die Gedanken, die dem Karl auf dem Heimwege von Pfeddersheim kamen.

(Fortsetzung folgt)



Die See in der plattdeutschen Lyrik

Von Wilhelm Poock=Askona



Es ist selbstverständlich, daß eine von meeranwohnenden Stämmen gesprochene Volkssprache in ihrer Laut- und Wortbildung auch stark vom Leben des Meeres beeinflusst wird, daß sie, wie das wirtschaftliche Leben der Bevölkerung, zu ihm in natürlichen inneren Beziehungen bleibt und daß diese sich vor allem auch in seiner Literatur ausdrücken müssen. Das bekannteste zum plattdeutschen Programmlied gewordene Gedicht Reuters ist eine Lobpreisung der plattdeutschen Sprache, die ein „Eißboom, de waßt an de See“ genannt wird. Dies ideale Bild ergänzt Groth durch einen markigen Hinweis auf ihre weit über Deutschland hinausgreifende praktische Bedeutung für das Leben auf der See.

Gah op de See, so wit se rekt,
 Wohin en Strom sin Dower strekt,
 Wohin en Schipp dat Segel föhrt,
 Dar ward uns' ole Plattdütsch hört.
 Keen Stück an't Schipp, un het't en Nam,
 So is he ut dat Plattdütsch kam.
 Keen Woord op Schipp ward kummandeert,
 Man het't toerst op Plattdütsch leert.
 Wenn't nu oof engelsch, hochdütsch ludt:
 Ut 't Plattdütsch neem se dat herut.